



Nr. 47.

Donauwörth, den 23. November 1907.

29. Jahrg.

Jährlich 52 Nummern. Preis halbjährlich Mk 1.25 = K 1.50 = Frs. 1.70 und Zustellgebühr. Kann bei allen Postanstalten und Buchhandlungen jederzeit bestellt werden. Bei direktem Bezuge unter Kuvert von Donauwörth kostet der 'Raphael' bei wöchentlicher Zusendung Mk 2.03 = K 2.45, bei 14-tägiger Zusendung Mk 1.90 = K 2.30 (ins Ausland Frs. 3.40) pro Halbjahr. — Einzelne Nummer 5 S. und Porto.

Der schöne Wilhelm.

Von f. von der Rhön.

Schlus.



ber so, wie ich es mir vorgestellt, war es nicht. Die Reiterinnen und Reiter und besonders der Direktor mit seiner Familie behandelten mich als ihren letzten Diener. Ich mußte auch untertags alle gewöhnliche Arbeit tun, sogar die Ställe reinigen und die Pferde putzen. Die Kost war schmal und schlecht, und wenn ich des Abends bei den Vorstellungen Burzelbäume machte und Gesichter schnitt, um das Publikum lachen zu machen, knurrte mir dabei der Magen, daß man's hinten hören konnte bis auf den letzten Platz. Wie beneidete ich die Burschen, die im Zuschauerraum über mich lachten!

„Wenn Ihr mir ins Herz sehen könntet!“ dachte ich. Sie konnten ruhig dasitzen und sich freuen, sie hatten gewiß alle eine Heimat, einen richtigen Stand, der sie nährte, vielleicht gar noch Vater und Mutter, denen sie morgen erzählen konnten von den Sprüngen, die der lustige Hanswurst gemacht.

Ja, ja, der lustige Hanswurst war oft gar traurig!

Aber 's wär' alles noch ziemlich glatt gegangen, wenn sich mir nicht Verführer genahnt hätten, mit denen ich auf ein Haar ins Verderben geraten wär'.

Was sie Böses auslauen, Herr, mag ich Ihnen gar nicht näher sagen, gemeine Spitzbuben waren's und sie hatten ihre Neke schon so fest um mich zugezogen, daß es fast gar keinen Ausweg für mich gab.

Mich griff die Geschichte so an, daß ich die Nacht, vor der Streich ausgeführt werden sollte, nicht schlafen konnte. Erst gegen Morgen entschlummerte ich und da träumte ich nach langer, langer Zeit wieder einmal von meiner Mutter. Sie stand vor mir und sah mich so traurig an, und als ich erwacht war, konnte ich das gar nimmer von mir wegbringen. Und dadurch verging mir all die Lust zu der bösen Tat. Ich war schnell entschlossen, zog mein einziges gutes Gewand über meinen Trikot und machte mich davon.

Nach einigem Umherwandern fand ich die Stelle hier bei der Ueberfahrt und so geht's denn seit vier Jahren im gleichen

Tempo fort. Einer von unserm Zirkus hat mich 'mal hier getroffen und „schöner Wilhelm“ genannt und so ist dieser Name mir unter meinen jetzigen Freunden geblieben. Es ist keine angenehme Arbeit, die ich da hab' und ich stecke nicht viel auf dabei. — Nun, einen kleinen Notpfennig spar' ich doch für mein Alter; und ich bin ehrlich geblieben. —

Ich werd' wohl nimmer vor meine Mutter hintreten können auf dieser Welt — so wie 's im Traum war, aber in der Ewigkeit einst, kann ich dann vor ihr besteh'n . . .“

Wir tat der arme Mensch in der Seele leid.

„Ich würd' halt doch nochmals nach Hause schreiben,“ meinte ich.

Wilhelm schüttelte den Kopf. „Ich kann mir's genau vorstellen, wie es ist bei den Meinen,“ sagte er, „die Eltern in der Ausnahm', der Kaveri Bauer. Vielleicht hat auch er schon die Stube voll Kinder und da kām' dann ich und drängt' den, der jetzt Knecht ist, hinaus und brächt' nichts als Unlust, weil ich nichts bin und nichts hab'.“

Für mich war's höchste Zeit, zum Bahnhof zu gehen.

Ich zog mein Notizbuch und notierte mir den Schreibnamen und den Heimort des Burschen. — Was der sich dabei dachte, weiß ich nicht.

Ich bot ihm die Hand zum Abschied; ha, wie schwierig die feine war!

Ich fuhr nach Heidelberg, besah mir mit dem gleichen Interesse wie schon einmal früher die Schloßruinen mit dem mächtig großen Faß und dem Zwerg Perkeo, den Schloßpark mit dem Scheffel-Denkmal und dann die Stadt mit ihrem lebhaften Treiben. Aber, ob all der fremden Menschen, die ich sah, vergaß ich doch den „schönen Wilhelm“ nicht. Ich hatte meinen Plan gefaßt und ich wollt' ihn ausführen, ehe der Winter ins Land zog.

In Würzburg hielt ich einen Tag Raft. Das „Käppele“ muß' ich besuchen und die Feste, vor der ich vor 36 Jahren Wachtposten gestanden.

Dann ging's Bamberg zu. Trotzdem es schon später Nachmittag war, als ich ankam, nahm ich doch einen Einspänner und fuhr nach dem Dorfe J.

Als ich dort vor dem Wirtshaus ausstieg, tanzten mir die ersten Schneeflocken um die Nase. Ich hätte klüger getan, die Nacht in Bamberg zu verbringen, denn das Zimmer, das ich mir bestellte, fand ich leider sehr primitiv. Ich nahm einen Zumbi, der auch zweifelhafter Güte war und schlenderte dann hinunter ins Dorf. Die Kinder, die es in Oberfranken so zahlreich gibt, wie auf jedem andern Erdenfleck, trieben sich herum und jubelten über den ersten Schnee. Sie fingen die Flocken auf und ließen sie in ihren heißen Händen vergehen. Sie sahen mich, den großen, fremden Mann in dem langen Mantel, schen und neugierig an und die Hunde, die vor den Bauernhäusern an der Kette lagen, fuhren auf und bellten nach mir. Hinter einigen der kleinen Fensterscheiben brannte schon ein trübes Licht. Die Bäume und Sträucher in den kleinen Vorgärten ringsum standen kahl und zitterten im Abendwind. Da kam ein halbgewachsenes Mädchen des Weges, mit einer schreienden Gans unterm Arm. Ich sprach es an. „Wo hat der Buchmeier sein Haus?“ fragte ich.

Das Mädchen besann sich. — „Ach, Ihr meint de Brücke-Bauer, da unten an der Regnitz. Ja, der hieß Buchmeier... aber se sind alle tot und die alte Frau hört nimmer... 's mag ein Jahr sein, daß sie dem Kaveri den Fuß abgefahren haben, er ist gar nimmer zum Bewußtsein gekommen...“

Die Gans unter des Mädchens Arm schrie so laut und jammervoll, daß ich nicht weiter fragen mochte. Ich ging auf der Dorfstraße fort — der Regnitz zu. Nun hat ich einen Burschen, der ein Ochsenfuhrwerk lenkte, mir das Brückenbauern-Anwesen zu zeigen. Er wies mit dem Peitschenstiel nach einem ganz am Ufer und der Brücke gelegenen Haus, das wenig Nachbarschaft hatte. Ich ging auf dasselbe zu. Es mußte schon wahr sein, was das Mädchen gesagt, denn es war um das Haus ganz still. Nichts regte sich, es schien wirklich wie ausgestorben. Nicht einmal ein Hund war da, der mich anbellte. Ich klinkte die unverschlossene Türe auf und ging hinein. Im Flur war's ganz dunkel, nur durch einen Türspalt rechts drang jetzt plötzlich ein Lichtschein. Ich pochte an. Da rief eine junge, frische Stimme: „Herein!“ Das überraschte mich. Ich fand ein halberwachsenes Mädchen in dem kichenartigen Raum, das Kartoffeln schälte. Die Großmutter liege krank in der Kammer nebenan, es müsse zu Stößen herrichten für die Tagelöhner auf morgen, berichtete das Mädchen, dann fragte es schüchtern nach dem Grund, der mich hergeführt.

„Ich hab' den Herrn Buchmeier aufsuchen wollen,“ sage ich. Das Mädchen seufzt vernehmlich.

„Der Better Kaveri ist gestorben voriges Jahr und die Großmutter weint immer noch um ihn und den Großvater und am Allerseelen-Tag blieb sie so lang außen auf den Gräbern, daß sie sich verkält' hat. Nun muß ich all die Arbeit tun und mich bräuchl' meine Mutter selber so notwendig zum Kinderwarten daheim.“

Ich sah, daß ich da heut' unmöglich an ein Ziel kommen konnte und ging zurück in mein Gasthaus. Da erzählte mir denn der Wirt bereitwillig, daß der alte Buchmeier schon vor Jahren das Zeitliche geegnet habe. Der Kaveri, sein Ältester, hab' sich nicht entschließen können zum Heiraten, weil er nicht ganz fest gewesen sei auf der Zunge. Er hab' mit seiner Mutter in Fleiß und Eintracht weiter gehaust und lektvergangenen Winter sei er verunglückt beim Glatteis; den Waldberg herunter sei ihm ein Fuß abgefahren worden und er sei dann am Starrkrampf gestorben. Die einzige Tochter der Witwe sei auch schon tot und deren Kinder hätten die Stiefmutter, die es nicht gerne sähe, wenn die kleine Anna im Brücken-Bauernhof ausheft'... Es wär' schon noch ein Sohn da, der sei seit Jahren verschollen und auf den wart' die alte Brücke-Bäuerin immer noch, sonst hätt' sie schon lange ihr Anwesen verkauft.“

An diesem Abend lag ich noch sehr lange wach auf dem üppigen ländlichen Federbett. Ich konnte den Morgen kaum erwarten.

Um die zehnte Morgenstunde ging ich wieder ins Brücken-Bauern-Anwesen hinaus. Ich traf die alte Frau mit dem

Bereiten ihrer Kartoffelflöße beschäftigt. Das junge Mädchen war gar nicht da.

„Guten Morgen!“ grüßte ich freundlich. Fragend sah das gebrechliche Weiblein im schwarzen Kopftuch zu mir auf. Es hob mir einen hölzernen Stuhl zu, von dem es erst mit dem Schürzenzipfel den Staub wischte.

„Einen Gruß von Eurem Wilhelm!“ sagte ich ganz unvermittelt.

Ich wollte mich eigentlich ganz anders einführen, aber es gelüstete mich, zu prüfen, ob das Mutter-Ohr auch dem Mutter-Auge gleich, von dem es im Liebe heißt:

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutter-Aug' hat ihn doch gleich erkannt.

„Wil—helm?“ flüsterte das Mütterlein und sein Blick ruhte scharf forschend auf mir. Ich sah, wie der alte Körper bebte. Doch die Greisin tat sich Gewalt an, sie griff nach einer Stuhllehne und setzte sich.

„Ich weiß nit, Herr, ob ich's recht vernommen hab'? Bebt denn mein Wilhelm?“ ...

Das Gefühl war stärker als die alte Frau; nun rannen ihr dicke Tränen über die eingefallenen Wangen.

Da fing ich denn an, zu erzählen, was ich wußte. Ich sprach kräftig und laut und die Greisin verstand mich. Ja, ja, die Mutterliebe hört und sieht scharf. —

Wie die Klöße gerieten selbigen Mittag im Brücke-Bauernhof, hab' ich nie erfahren.

Mit ganz blasser, gewässerter Tinte und einer greulichen Feder schrieb ich dann in meinem Gasthaus sogleich an den „schönen Wilhelm“. Ich durst' ihn ja heimrufen in sein Elternhaus.

„Mutter,“ soll der alte Brücke-Bauer vor seinem seligen Ende geäußert haben, „wenn der Wilhelm noch kommen sollt', so lang du am Leben bist, sag' ihm, daß ich ihm verziehen hab'!“

* * *

Nun kommt' ich in meine Heimat abreisen; meine Mission war erfüllt. Beim Wiedersehen des Sohnes mit der Mutter wollte ich nicht Zeuge sein.

Warum ich nun diese einfache Geschichte hier erzählte?

Damit die jugendlichen Leser ihr Elternhaus und die Heimat schätzen; denn nicht jeder reuige Sünder hat zum Schluß seiner traurigen Geschichte das Glück, wie der „schöne Wilhelm“!



Zum 700. Geburtstag

der heiligen Elisabeth von Thüringen.

Begrüßt, du Zier der Throne,	Derraten und vertrieben,
huld ist dein Goldgeschmeid:	Don Burg u. Thron verbannt:
Doll Demut in der Krone	hast du dein ganzes Lieben
Nahmst du das Büßerkleid.	Dem Himmel zugewandt.
Gleich wie die Rosenblüte	Dein Auge sehnt die Stunden
In Dornen leuchtend steht,	Der Freude nicht zurück:
Im Leid vor Liebe glühte	In Jesu Weh und Wunden
Dein Herz, Elisabeth.	Starb dir der Erde Glück.

Du hilf' und Trost der Armen,
Der Waisen Mutter du,
So wende dein Erbarmen
Den irren Wallern zu.
Von deinen himmelsrosen
Teil' allen gütig aus:
Und zeig' den Heimatlosen
Den Weg zum Vaterhaus.

Die abessinische Gesandtschaft beim Papste.

Die abessinische Gesandtschaft, die im August d. J. in Berlin dem deutschen Kaiser einen Besuch abstattete (siehe deren Bild Seite 356), hat sich in verstärkter Zahl am 8. Oktober auch dem Papste Pius X. vorgestellt und wurde im Vatikan mit allen Ehren empfangen. Der Führer der Gesandtschaft, Dejjas Mateh Medecha,¹ verlas dabei folgende aufsehenerregende Adresse an den Papst, die um so bemerkenswerter ist, als die Abessinier zwar Christen, aber keine Katholiken sind, die Kaiser von Abessinien den katholischen Missionären vielfach die größten Hindernisse bereiteten und in Abessinien schon Katholikenverfolgungen ärger als in Heidenländern wüteten.

Die Adresse, deren ehrerbietiger Ton manchen modernistisch angefäulsten Katholiken beschämt, lautet wörtlich:

„Heiliger Vater! Du bist erhaben im Namen und im Ruf, großer Apostel. Du bist der Sohn und Nachfolger des Apostels Petrus und seiner Werke getreuer Nachahmer. Du sitzt auf dem erhabenen und glänzenden Stuhl, der sich in Rom befindet, und mit Deinen Lehren erfüllst Du Italien und alle andern Nationen.

Zu Dir, ehrwürdiger Vater, der über alles Maß erhaben ist, sendet mich mein Herr und Kaiser Aethiopiens. Du bist das Fundament der Kirche, der Fels des christlichen Glaubens, wie im Evangelium unser Heiland Jesus Christus zum Apostel Petrus gesagt hat (Matth. 21, 18 u. 19): „Du bist Petrus, der Fels, und auf diesen Felsen will Ich Meine Kirche bauen“ usw. „Und Dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben“ usw. Und im Evangelium des heiligen Johannes (21, 15—17) sagt der Heiland wieder zu Petrus: „Weide Meine Lämmer, weide Meine Schafe!“

Zweifellos ist daher unter allen Thronen Deiner der erhabenste, und außerlesen ist Deine Würde, weil Du auf dem Throne des Apostelfürsten sitzt.

Und aus diesem Grunde schickt mich mein Herr und Kaiser zu Dir, damit ich mich vor Deinem Throne neige und mit Herz und Rippen Deine geheiligten Hände küsse. Und wenn auch die kaiserliche Majestät dem Körper nach weit von Dir entfernt ist, mit dem Herzen und dem Verstande ist sie bei Dir. Zu diesem Zwecke sandte sie mich zu Dir, damit ich in ihrem Namen und für ihre Person zu Dir spreche und Dein Wohlwollen erlange, damit auch ich Rom besuche und die vielen Dinge, die man in dieser Stadt bewundert, in besonderer Weise die Gräber der Apostelfürsten Petrus, des Erbens der Schlüssel des Himmelreiches, und Paulus, genannt das Gefäß der Wahl Jesu Christi.

Die Tugend und die Kraft dieser Apostel und das Geschenk Deiner Hilfe seien von jetzt ab immer mit meinem Kaiser Menelik und mit mir.“

Die in der Adresse vorkommenden Schriftstellen wurden von dem Gesandten im ganzen Wortlaut mit großem Nachdruck verlesen. Als die Gesandtschaft das Grab der Apostel in der Peterskirche besuchte, warfen sich alle neun Mann vor demselben nieder und küßten es. Ernst und nachdenklich schritten sie aus der Kathedrale. Der Besuch der Abessinier in Rom und der Wortlaut ihrer Adresse werden vielfach dahin gedeutet, als stehe ein Anschluß der äthiopischen Kirche an Rom bevor. Abessinien zählt zirka 4 Millionen Einwohner, die bis auf die 4000 Katholiken, die Mohammedaner und Heiden, der Mehrzahl nach dem jakobitisch-monophysitischen Christentum angehören, das die Staatsreligion bildet. Das Oberhaupt der abessinischen Kirche — Abuna genannt — wird von dem koptischen Patriarchen in Alexandria ernannt und genießt große politische Macht. Bereits im 16. Jahrhundert war die Würde des Abuna auf einen katholischen Missionär übergegangen, der aber bald wieder einem monophysitischen Abuna weichen mußte. Im 17. Jahrhundert waren der Thronfolger und der König zur katholischen Kirche übergetreten, ersterer starb infolge einer Verwundung und der König ließ sich 1632 durch die Revolution wieder ein Verbot der katholischen Religion abtrogen. Sein Sohn Basilides (1632—1667) unterdrückte die katholische Kirche gänzlich in blutiger Verfolgung. Im 19. Jahrhundert gewann diese wieder Boden und zwischen Leo XIII., Pius X. und dem gegenwärtigen Negus Negel (König der Könige) bestand und besteht ein freundschaftliches Verhältnis.

¹ Der Zweite auf dem Bilde S. 356.

Mutlosigkeit.

Von H. Nogen, S. J.

Wenn der Soldat auf das Schlachtfeld hinauszieht, um sich mit dem Feinde zu messen, müssen seine Waffen gut sein und er muß sie zu handhaben verstehen. Ganz besonders gilt es dann, Mut zu haben. Denn, fängt das Herz an tiefer zu sinken, ist wenig Hoffnung, daß er siegen werde.

Das wissen die Heerführer sehr gut. Als Marius in alten Zeiten seine Legionen gegen die Barbaren an der Grenze des römischen Reiches führte, fehlte es ihm nicht an Lust, durch einen raschen Angriff den Feind zu zermalmen. Aber Marius war klug. Sobald und solange er merkte, daß die Soldaten mit den Augen zuckten, wenn sie das schreckliche Aussehen der Barbaren gewahr wurden und ihr fürchterliches Geheul hörten, ließ er es nicht zu einer Schlacht kommen. Er „gewöhnte sie zuerst an das fürchterliche Aussehen der Barbaren“, wie es in meinem Geschichtsbuch hieß. Sobald die Soldaten aber an den Anblick gewöhnt waren und sich nicht länger verblüffen ließen, führte er sie in den Kampf und siegte.

Nun heißt es, unser Leben sei ein Kriegsdienst. Wenn dem so ist, dann sind wir alle Krieger, Soldaten. Und das ist wahr. Jeder von uns hat vor sich eine Schanze, die er erklimmen muß. Wer da fürchtet und zurückbleibt, kann auf keinen Siegeskranz rechnen. Jeder hat seinen Kampf zu kämpfen, wenn er aus seinem Leben etwas heraus schlagen will. „Laß dich nicht verblüffen!“ — hierin besteht zum großen Teil die Kunst zu leben, wie ein großer Mann sich ausgedrückt hat.

Wir sind Soldaten im aktiven Dienst, wir müssen Mut haben.

Aber leider — leider ist des Menschen Mut nur gar zu leicht zu Ende. Das Herz, das in unserer Brust schlägt, ist wohl ein trotzig Ding, aber es ist auch leicht verzagt. Wie trotzig schlägt es nicht, wenn wir mit frischem, ungebrogendem Mut durch das Leben gehen und blind uns selbst vertrauen, als ob wir bereits Sieger auf dem Felde wären! Frisch und wohlgenut und voll der Hoffnung schaut der junge Mann in die Welt hinaus, in die Zukunft hinein. Sein Herz scheint stark und unüberwindlich.

Aber es wird anders werden. Der Mut schwindet aus dem Herzen und eine größere Mutlosigkeit, als man ahnen sollte, tritt ein.

Sag' einmal, junger Freund, hat diese Mutlosigkeit dich niemals geplagt? Denk' nur an deine einsamen, trüben Stunden.

Ich kann dir versichern, daß ich gar manche stillerzweifelte, unglückliche Jünglinge gekannt habe, die eben in der Stunde der Versuchung vollständig den Mut verloren hatten.

Es ist eine Tatsache, die nicht geleugnet werden kann und die manche ehrlich sich eingestehen, daß oft eine große Mutlosigkeit über Jünglinge kommt. Den einen Tag tritt der junge Mann mit frischer Stirne auf, gerüstet, den Lebenskampf zu kämpfen, als ob es nur zum Tanze ginge und den nächsten Tag streckt er das Gewehr. Das Dasein wird ihm schwer und schier unerträglich. Er läßt seine Hand sinken und fällt in einen Brunnen von Trostlosigkeit und Mutlosigkeit. Die meisten kommen zwar glücklich und wohlbehalten aus dem Brunnen heraus; aber es gibt deren genug, die drunten bleiben und den Brunnen über sich zusammenstürzen lassen. Warum denn? Nur zu oft, weil sie in dem schwachen Augenblick keinen Freund hatten, der ihnen hätte zuzurufen können: „Fürchte dich nicht, junger Mann, nur Mut!“

Es kommt auch vor, daß eine mehr bescheidene und ganz ruhige Mutlosigkeit sich heranschleicht und beinahe unbemerkt das Herz des Jünglings erfaßt. Der Mut sinkt nicht auf einmal, aber er sinkt, beständig tiefer und tiefer, fast unbemerkt, wie die Gewichte einer Uhr. Es kommen keine heftigen Anfechtungen, keine Krisen vor. Still lebt man dahin, oft wie in Gedanken, oft aber auch gedankenlos in die Luft stierend. Und doch wird man mehr und mehr mißvergnügt, der Druck des Lebens ruht auf einem wie ein drückender Alp.

Man klagt vielleicht nicht; man denkt unter Umständen nicht einmal darüber nach. Es kann sogar sein, daß man gar nicht recht weiß, daß es mit einem nicht recht stimmt.

Eines schönen Tages wird es einem dann klar, daß einem etwas mangelt, und man entdeckt mit einem Male den wahren Grund, warum einem alles so gefährdet vorgekommen ist, warum das Leben so schwer ist und warum die ganze Maschine so schwerfällig und stöhnend geht.

Was hat man denn entdeckt? Daß man nicht mehr den alten Mut, oder besser gesagt, den jungen, frischen Mut hat, welcher ehemals im Busen so stolz und sicher saß, wie ihn ein Künstler an einer Statue dargestellt hat. Die Statue stellt den „kriegerischen Mut“ in der Gestalt eines jungen, starken Mannes dar.

Derfelbe sitzt gerüstet und bereit. Seine Hände ruhen auf dem Knäuel des zur Erde gerichteten Schwertes. Wie trotzend gegen alle Gefahren ist das Haupt, welches mit dem Helm bedeckt ist,



Dompropst Dr. Pruner von Eichstätt.

gehoben, seinem Blick entströmt ein unbeschreibliches Feuer. Die Haltung ist wie herausfordernd.

Man hat die Entdeckung gemacht, daß dieser Mut fehlt. Will man aber als Mensch leben, heißt es, diesen Mut haben, diesen Mut, der kühn und frisch unter dem Drucke sich erhebt und den Kämpfen und Gefahren des Lebens zurnst: „Ich bin zum Kampf und Sieg bereit!“

Selbstverständlich kann dieser freie, frische Mut bedachtsamer, stiller werden, das bewirkt die Zunahme des Alters, aber entbehren kann man ihn niemals.

Etwas von dem kriegerischen Mut ist in allen Lagen erforderlich, selbst wenn unsere Lebensaufgabe auch noch so friedlicher Natur ist.

Ein kleines Stück Land zu bebauen ist eine friedliche, ruhige Beschäftigung. Und doch müssen wir sagen, daß der unermüdliche Landmann ein Kriegsmann ist. Er muß Krieg führen gegen alle Schwierigkeiten, die ihm beim Ackerbau entgegenreten; er führt Krieg gegen die verschiedenen Naturereignisse. Wenn er am Ende des Jahres seine Rechnungen abschließt, kommt er bisweilen zu dem Resultat, daß er den ganzen Sommer gearbeitet hat und doch nichts dafür bekommen, das heißt, er findet keinen Ueberschuß, vielleicht gar das Gegenteil. Da heißt es Mut haben und weiter arbeiten und den Trost von oben erwarten. Ein Landmann stand in seiner Haustüre und schaute aus nach Regen, denn es hatte schon lange nicht mehr geregnet. „Wir Bauern müssen bald etwas Trost haben,“ sagte er. Er hatte noch nicht den Mut verloren, aber er fühlte, daß er bereits des Trostes bedürftig sei. „Mut, Hans!“ sagte sein Nachbar, „denke nicht zu viel darüber nach, sonst mußt du zu lange auf den Trost warten!“

Ja, sich nicht zu viel mit den Schwierigkeiten und den eigenen Wünschen beschäftigen, das kann gut sein, aber dazu muß man auch Mut haben.

Vor vielen Jahren kam eines Tages ein junger Student zu mir. Ich war selber auch noch Student. Er bat mich, ihm folgen zu wollen, denn er habe mir etwas Wichtiges mitzuteilen. Wir gingen also hinaus ins Freie und kamen bald zu einer langen Brücke. Auf der Brücke sagte er dann, indem er mich fest anschaute: „So, nun will ich dir sagen, was ich vorhabe. Ich habe einen heroischen Entschluß gefaßt.“

„Einen heroischen Entschluß hast du gefaßt? Wieso denn?“

Im selben Augenblick zog er ein ziemlich großes Messer aus der Tasche, zeigte mir dann die scharf geschliffene Klinge und sagte: „Ich habe den Entschluß gefaßt, mich mit diesem Messer zu

erstechen oder in dem Wasser, das unter uns vorüber fließt, mich zu ertränken.“

„Was ist denn los mit dir?“ erwiderte ich in einem ernsten Tone, weil ich ihm ansehen konnte, daß er es ernst meinte.

„Ich kann unmöglich länger leben! Mein Leben ist zu hart, ich kann es nicht ertragen. Ich bin namenlos unglücklich.“

Ein Strom von Tränen stürzte aus seinen Augen. Ich fühlte sein Unglück und verstand seinen Schmerz. So gut es ging, versuchte ich ihn zu trösten.

„Du bist unglücklich? Mir scheint, du hast alles, was zu einem glücklichen Leben gehört. Du hast keine Schwierigkeiten in deinen Studien, mit Leichtigkeit kommst du überall mit, du hast gute und reiche Eltern, du bist gesund und wohl, du kannst mit Recht auf eine schöne, glückliche Zukunft rechnen. Wie kannst du jetzt so unglücklich sein?“

„Und doch bin ich so unglücklich,“ antwortete er.

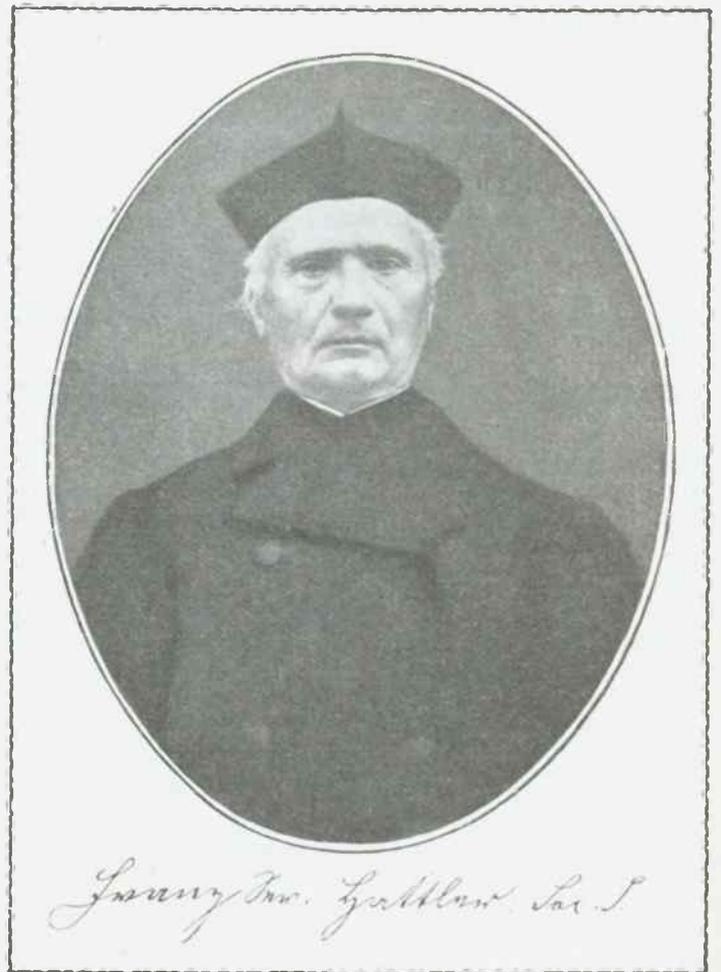
„Es kann wohl sein, daß so ein Gefühl sich deiner bemächtigt hat. Mir will es scheinen, als ob das eine Stimmung sei, die wie eine Wolke bald wieder vorübergeht. Komm', wir wollen weiter gehen und dann wirst du bald wieder munter.“

„Nein,“ sagte er bestimmt.

„Sei vernünftig und folge mir, dann ist alles wieder vorüber!“

„Nein, ich kann nicht,“ antwortete er. „Nichts in der Welt kann mich glücklich machen. Nichts kann die Leere meines Herzens ausfüllen. Alles ist mir zuwider. Ich muß, ich will von dieser Erde verschwinden.“

Ich wollte ihn unterbrechen, aber er ließ sich nicht stören. Wie begeistert und doch namenlos unglücklich schaute er hin auf das geöffnete Messer in seiner Hand und indem er dasselbe etwas höher hob, um es leichter sehen zu können, begann er einen Monolog (Selbstgespräch). Das schreckliche Messer wurde da als Befreier gepriesen, als Retter in der Not, als Freund im größten Unglück. — Niemals in meinem Leben habe ich einen Monolog gehört,

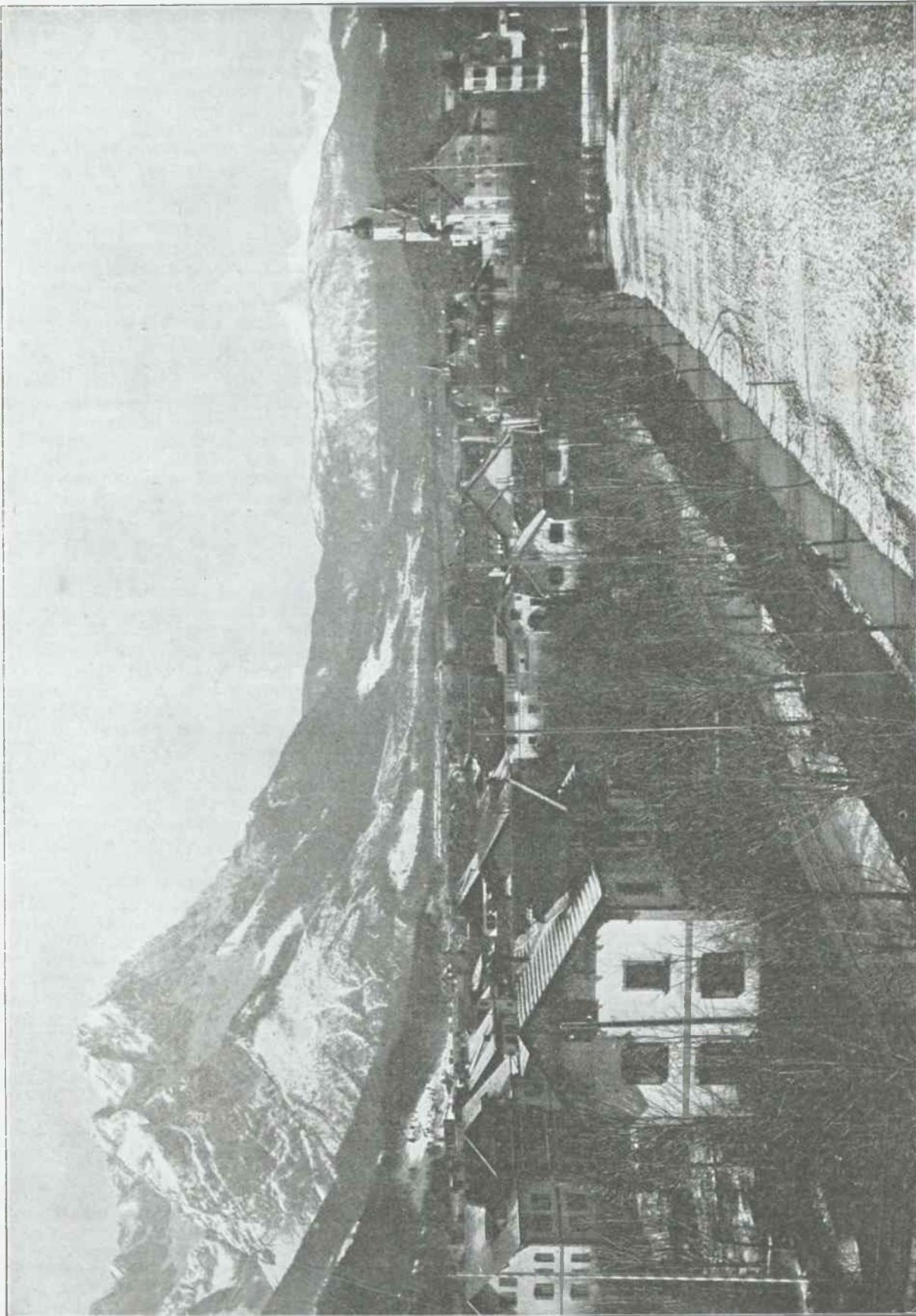


Johann von Zumbach, Lat. I.

der mit solchem Ernst vorgetragen wurde. Niemals hat ein Monolog auf mich einen solchen Eindruck gemacht, wie dieser. Niemals früher hatte ich so tief in das Innere eines unglücklichen Menschen geschaut und selten hat später ein Ereignis mich so sehr angegriffen, als diese Begegnung mit dem jungen Studenten. Niemals werde ich diesen Monolog vergessen können.

Wie ging es aber weiter mit dem Unglücklichen? Nachdem er seinen Monolog vollendet hatte, schien er etwas müde und auch ruhiger geworden zu sein. Ich sprach dann nicht weiter von seinem Unglück, sondern von der unwürdigen Tat, die er aus-

nicht viel Mut, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen! — Der junge Student sah es ein. Er wurde mehr und mehr ruhig und still. Eine Veränderung ging in seinem Innern vor und als wir voneinander Abschied nahmen, dankte er für alles Gute, bat um



Garmisch mit der Zugspitze.

führen wollte. Wie so mancher, meinte auch er, daß es eine heroische Tat sei, sich das Leben zu nehmen. In Wirklichkeit ist es eine große Feigheit. Man hat nicht den Mut, zu leben und die Schwierigkeiten zu überwinden. Das ist der eigentliche Grund, warum es so viele Feiglinge gibt, die sich das Leben nehmen. Jeder Selbstmörder ist ein Feigling, denn es braucht wahrhaftig

Verzeihung wegen des Aergernisses, das er gegeben habe. Später sah ich ihn munter und freudig. Er hatte auch alles wieder gut gemacht.

Die Mutlosigkeit kann groß werden. Und wenn ein Mensch allein und verlassen dasteht, so daß die innern Leiden Macht über ihn bekommen, wie schwer ist es dann, den Mut aufrecht zu

erhalten! Wie schwer, ja beinahe unmöglich ist es, der Versuchung zu widerstehen, wenn nicht höhere Beweggründe, wenn nicht der heilige Glaube mit seinen Segnungen und mit seiner Kraft einem zu Hilfe kommen.

Wir bedürfen wahrhaftig des kriegerischen Mutes! Aber wir Christen, die wir unter Christi Fahne kämpfen und im Kampfe stets mit Vertrauen zu Himmel aufblicken, wir können immer wieder unsern Mut entflammen.

Dauert es ab und zu auch etwas lange und will der Mut mehr und mehr sinken, denken wir an den heiligen Petrus, der die ganze Nacht fischte und doch nichts fing, gleichwohl aber ausharrte bis zu Morgen. Als er mit seinen Gehilfen am Morgen das Schiff verließ und die Nege wusch, da trat Jesus in sein Schiff und lehrte das Volk vom Schiffe aus. Als Jesus zu reden aufhörte, befahl Er dem Simon: „Fahr' hinaus in die Tiefe und werfet eure Nege aus.“ Als sie dies getan hatten, fingen sie eine große Menge Fische, so daß ihr Netz zerriß (Luk. 5, 6). Auch wir werden nach überstandener Nacht der Mut- und Erfolglosigkeit den schönen Morgen sehen, der uns wieder frisch und munter und mutig macht, wenn wir wie Petrus dem Herrn glauben und vertrauen.



* Vom Beruf. *

Von J. Biegler.

Der Beruf ist des Lebens Rückgrat.

Jeder Beruf ist unfruchtbar, wenn er von unerfahrenen oder unfleißigen Händen ausgeübt wird. — In jeder Berufsart steigt man aus dem Nichts des Nichtkennens und des Nichtkönnens durch unendlich viele Stufen der Mittelmäßigkeit zur Vollkommenheit auf.

Jeder rechtmäßige Beruf ist ehrenhaft, wenn er mit christlicher Gesinnung, gewissenhaft und mit Geschick ausgeführt wird.

Die Freude an einem Beruf und der Ertrag desselben stehen in genauem Verhältnis zu der Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit, womit wir ihn ausüben.

Kein Mensch ist so unglücklich, wie derjenige, welcher seinen Beruf mit Unlust erfüllt, obgleich er durch die Unmöglichkeit und Unfähigkeit, etwas anderes zu tun, gezwungen ist, ihn auszuüben. Kein Mensch ist besser daran, als derjenige, welcher seinen Beruf mit Freuden erfüllt und darin daheim ist, wie in einem wohnlichen Hause, das für ihn wie gemacht ist.

Der Christ weiß, daß Gott, der Herr seines ganzen Lebens, durch die Vorsehung ihn zu seinem Beruf geleitet hat. Darum dient er dem Herrn mit den Werken seines Berufes und treibt sie vor dem Angesicht Gottes, gewissenhaft und eingedenk der Rechenschaft vor Gott. Alles im Namen, im Sinn und Geiste Gottes, Ihm zu Lob und Ehren! Ach, daß diese gute Meinung wie ein galvanischer Strom die ganze Kette der täglichen Berufsarbeiten durchziehe, sie vergolde, ja in lauterer Gold verwandle, welches Währung hat für die Ewigkeit!



Huf Deutschlands höchstem Gipfel.

Von J. Hauer.

Wenn wir am hellen Sommermorgen auf prächtigem Quitpold dampfer die lichtgrünen Fluten des malerischen Starnberger Sees durchkreuzten, dann stieg vor unserm Auge in wunderbarer Beleuchtung als zauberisch schöner Hintergrund die großartige Alpenkette mit ihren vielen Gipfeln empor, alle überragend, die Königin des Wettersteines, die Zugspitze.

Da ist denn in uns oft der Wunsch rege geworden, einmal von dort oben, von Deutschlands höchstem Gipfel aus, die fernen Berge und Länder zu schauen.

Unser Wunsch ist erfüllt. Ein schöner Julimorgen rief uns auf zur frohen Bergfahrt. In wenigen Stunden trug uns der Eilzug, am Starnberger See vorüber, dem Gebirge zu. Schon bei Murnau grüßen uns die Hochinnen des Wettersteingebirges und nach kurzer Fahrt stehen wir am Bahnhof Partenkirchen—Garmisch, dem Ausgangspunkt für unsere Bergtouren.

Der „Werdenfeller Nicht“ nimmt uns gastlich auf und am heitern Abend wandern wir noch ein wenig über die Partnach im Tale der Loisach spazieren. Die majestätische Alpen Spitze vor uns oder den Zuckerhut des Wettersteines möchten wir fast für die Zugspitze ansehen, so prächtig stehen sie da. Doch wir wissen,

daß die Königin sich hinter ihre Trabanten birgt und erst morgen uns ihre Größe und Majestät entschleiern muß.

Wir kehren zum „Werdenfeller Nicht“ zurück. Dort trifft am Abend auch noch Johann Bergkofer, der Papphannes, unser Bergführer ein, der uns morgen zur Zugspitze begleiten soll.

Wir wählen als Aufstiegsroute dem Weg durchs Reintal. Es ist dies zwar der längste aber auch bequemste Weg. Den Abstieg aber nehmen wir zum Eibsee.

Es ist ein klarer Sommermorgen, der 30. Juli, und die aufgehende Sonne übergießt mit ihren Strahlen die Bergesgipfel ringsum, als wir um 6 1/2 Uhr morgens vom „Werdenfeller Nicht“ weg den Marsch antreten. Papphannes steckt den Proviant und unsere Mäntel in seinen Rucksack und drückt uns den festen, spitzen Bergstock in die Hand. Glückauf zur frohen Bergfahrt!

Partenkirchen und seine Villen liegen bald hinter uns und der Fußsteig führt uns durch Wiesen und Wald der schäumenden Partnach entlang aufwärts. Nach kurzer Wanderung schon zieht sich der schmale, über Holztreppen und Felsplatten geführte Pfad hinab zur Partnachklamm. Mächtige, hohe Felswände drängen sich eng aneinander, kaum dem Sonnenlichte Eingang gewährend, wild donnernd und tosend bricht sich die Partnach ihre Bahn.

Nur wenige Meter über den rauschenden, schaumbedeckten Wogen steigen wir an platter Felswand hin, immer enger schließen sich die hohen Wände, Wasser sprüht von oben auf uns nieder, wir eilen über den schlüpferigen, schmalen Felspfad hinweg, unsere Hand sucht das Drahtseil zum Schutze, falls der Fuß hier ausgleiten sollte. An geschützten Stellen schauen wir einen Moment empor in die Felswände und bewundern die schauerliche Schönheit des Schlundes. Noch enger werden die Felsstürme, Dämmerdunkel umfängt uns und die wildempörten Wogen donnern so gewaltig, daß unser Wort und Zuruf ungehört verhallt. Unwillkürlich erinnern wir uns der Worte des Dichters:

Es künden die Wasser mit Donnerergewalt:

Es gibt kein Bestehen auf Erden,

Und die Felsen vom ewigen Wechsel benagt,

Die künden Vergehen und Werden.

Doch eh' alles auch wird hinweggerafft,

In Ewigkeit bleibt die göttliche Kraft!

Endlich lichten sich die Felskolosse und der blaue Himmel lacht durch die Spalte herein, junge, grüne Bäumchen haben ihre Wurzeln tief in die Felswände geschlagen. Noch wenige Schritte und die Klamm öffnet sich. Freudig blickt unser Auge vom unheimlichen Schlunde hinweg in das weit sich vor uns ausbreitende Reintal. Ringsum Wald und grüne Matten. Im Tale überschreiten wir den Ferknenbach, dann weiter auf bequemem Spazierwege durch Wiesen und kleines Gehölz. Unser Auge aber haftet im Talhintergrunde an der goldig beleuchteten dreizipfeligen Dreitorspitze, an deren Fuße das Schachenschloß König Ludwig II. sich zeigt. Immer der rauschenden Partnach folgend durchschreiten wir das Bodenslahntal und erblicken hier zuerst die hohen Absturzwände der Alpspitze und des Hochblaffen. Steiler steigt jetzt der Pfad empor, wir verlassen die Partnach und treten in herrlichen Hochwald ein. In seinem kühlen Schatten, über bemooste Felsen und Baumstämme, geht der Weg weiter, um sich dann abermals zur Partnach hinabzusenken. Wir stehen an der hintern Partnachklamm. Auch hier erkämpft sich der Wildbach seinen Durchbruch, wenn auch nicht so großartig wie in der ersten Klamm. Wir überschreiten den tosenden Gießbach und es empfängt uns jenseits wieder prächtiger Hochwald über dem Steilabsturz des Schachen. Doch nur für kurze Zeit, wir müssen wieder aufs andere Ufer zurück. Hier öffnet sich nun ein großartiger Ausblick in die hochragenden Gipfel. Vor uns die mächtige Plattspitze und die Kuppel des Schneefernerkopfes, den Fuß umsäumt von den weiß glitzernden Firnsfeldern, zur Linken die riesenhaften Mauern des Hochwanners, rückwärts die majestätische Dreitorspitze.

Noch eine kurze Wanderung und wir stehen am allgemeinen Ruheplatz, an der Quelle der sieben Sprünge. Die Steininschrift am breiten Felsbock und die steinerne Bank davor laden uns ein, hier Rast zu halten. Frischen Trunk spendet reichlich die aus sieben Adern hervorsprudelnde Quelle, Proviant liefert uns der Rucksack und so stärken wir uns zum Weitermarsch. Zahlreiche Weinflaschen in der Felsennische belehren uns, daß auch andern hier ein tüchtiger Trunk gemundet und auch unsere wacker geleerte Langhalsige wird ihren Schwestern beigelegt. Eben kommen neue Touristen hier an. Wir aber rüsten uns nach halbstündiger Ruhe zu neuer Bergfahrt.

Steiler zieht jetzt das Steiglein über Schuttgeröll, über grüne Matten und durch Vegetation hinan. Plötzlich blitzt in der Tiefe der Spiegel der blauen Gumppe auf, an deren Ufern eine Jagdhütte steht. Die blaue Gumppe in ihrer seeartigen Erweiterung,

mit ihrem lichten Wasserspiegel, der bald im Blau des Himmels, bald im zarten Lichtgrün erstrahlt, mit ihrem Weitblick auf die Zinnen des Hochwanners, der Gatterköpfe, der Schneefernerkopf und die Abstürze des Blaffenammes, ist ein gar prächtiges Plätzchen. Weiter führt uns der Marsch über ein gewaltiges Trümmermeer. Vor einem Jahrhundert sind hier die Felswände des Hochwanners niedergebroschen und haben dieses Geröll- und Felsenchaos geschaffen, durch das sich jetzt der Wanderer Bahn brechen muß. Die obere Gump und der Partnachfall lassen uns den Schritt etwas hemmen. Nach einer neuen Geröllwanderung empfängt uns ein anmutiges Fichtenwäldchen und wenn wir es durchquert haben, liegt vor uns die grüne Matte des untern Angers und die längst ersehnte Angerhütte (1367 m hoch gelegen).

Fortsetzung folgt.

In verzweifelter Lage.

Von J. Ferbers.

Es war im August. Die Hitze war drückend. Glutrot färbte die untergehende Sonne den Himmel hinter den nahen Hügeln, während dicke, schwarze Wolken sich über der Millionenstadt zusammenzogen. Ein gutes Duzend Gaffer, echte, großstädtische Müßiggänger, standen am Ufer der E., die glitzernd dahinsfloß. Durchsichtige Rauchwirbel stiegen von den vorüberfahrenden Dampfern auf.

Nicht weit von den Müßigen, die wie Reiher am Teich in einer Reihe standen, arbeiteten ein Mann und eine Frau. Sie neigten sich abwechselnd über den Hebel einer Pumpe, um Luft in eine Röhre zu pressen, welche von der Böschung in das Wasser reichte, einige Schritte entfernt von einer Plattform, an die sich die Holme einer aus den Wellen ragenden Leiter anlehnten. Was wollten denn die Gaffer sehen? Für den Augenblick nichts. Sie warteten auf einen Taucher, der schon über eine Viertelstunde im Wasser war und bald wieder an der Oberfläche erscheinen mußte. Am Abend vorher war die Vergnügungsjacht des Lord M. mit einem schweren Transportschiff zusammengestoßen und in den Grund geböhrt worden. Man war damit beschäftigt, den Inhalt des Wracks zu bergen.

Jetzt endlich erschien zwischen den beiden Leiterholmen eine umfangreiche, kupferbeschlagene Kristallkugel, und unter diesem unförmlichen Kopf steckte in einem Apparat aus Kautschuk ein menschliches Wesen.

Wie man den Taucher so außer dem Wasser sah, triefend, teilweise mit Gräsern behangen, die ihm die Strömung angetrieben hatte, mochte man glauben, es sei ein phantastisches Wasserungetüm, das seinem nassen Elemente entstieg.

Schwerfällig kletterte er die Leiter empor, setzte mühsam seine mit Bleisohlen beschwerten Füße auf die Plattform, löste bedächtig die Riemen und die Schraube seines Helmes und stellte ihn neben sich auf die Erde. Nunmehr stand auch die Pumpe still, und die Frau, beide Hände auf die Hüften gestemmt, das Gesicht gerötet von der Anstrengung, trat lächelnd zu dem Taucher hin.

„Nun, Peter, ist's gut gegangen?“

„Ja, noch einmal tauchen, dann bin ich fertig.“

Peter war ein großer, kräftiger, gutmütig aussehender Mann und nahm den sich herandrängenden Gaffern ihre Neugierde nicht übel. Aus der Art, wie ihn seine Frau ansah und mit ihm redete, durfte man schließen, daß sie ihn liebte und treu für ihn sorgte.

Peter bückte sich, um den Taucherhelm wieder überzustülpen; aber plötzlich hielt er inne und fragte: „Wo ist der Junge, Marianne?“

„Drüben auf dem Kohlschiff. Er angelt.“

„Wilhelm!“ rief der Vater laut und winkte ihn zu sich.

Das Kind, ein Junge von etwa zehn Jahren, sprang über die Planke, die das Schiff mit dem Ufer verband, und warf sich in die Arme seines Vaters, indem es fragte: „Gehen wir jetzt nach Hause?“

„Noch nicht — in einer halben Stunde.“

„Dann springe ich noch ein wenig herum.“

Peter ergriff den Kleinen, hob ihn hoch und küßte ihn auf beide Backen. Dann setzte er ihn wieder zur Erde nieder: „So, nun lauf!“

„Tauchst du noch einmal, Peter?“ fragte der Mann, der mit Marianne an der Pumpe gearbeitet hatte.

„Ja, warum? Wächst du fort?“

„Ich werde daheim erwartet.“

„Gut, so gehe, Ignaz,“ stimmte Marie zu. „Ich kann wohl zehn Minuten allein pumpen. Es ist nicht so schwer.“

Während Peter sich anschickte, wieder hinabzusteigen, ging Marianne zur Pumpe.

Die Neugierigen hatten sich wieder an ihren Beobachtungspatz begeben, um noch einmal zu sehen, was sie in den letzten zwei Stunden schon sechsmal gesehen hatten, als plötzlich ein dumpfes Donnern über ihren Köpfen ertönte.

In wenigen Minuten war der Himmel finster geworden. Die Oberfläche des Flusses kräuselte sich beim Ansturm der Gewitters. Schon fielen dicke Regentropfen nieder, aber sie trockneten sofort auf dem brennend heißen Pflaster des Kais.

Die Gaffer entfernten sich einer nach dem andern, um ein Obdach zu suchen, und bald war Marianne allein, denn Peter war inzwischen untergetaucht; er hatte wohl keine Ahnung von dem Gewitter, das jetzt mit zunehmender Heftigkeit sich entlud. Unverdroffen pumpte Marianne weiter, nicht achtend der Donnerschläge und des immer stärker prasselnden Regens.

„Wilhelm!“ rief sie, „kriech' doch irgendwo unter!“ — „Ja, Mutter,“ antwortete der Junge lachend im Platzregen stehend. „Ja, Mutter!“

Aber er rührte sich nicht.

„Willst du wohl, Junge!“ drohte die Mutter. „Gleich hole ich dich! Schnell unter die Balken dort am Ufer.“

Aber der kleine Schlingel wußte wohl, daß seine Mutter nicht von der Stelle konnte, daß sie bei der Pumpe bleiben mußte, um dem Vater Luft und Leben zuzuführen. Und vergnügt lächelnd ließ er sich naß regnen.

„Wart' nur — diesen Abend!“ rief Marianne.

Der Junge wußte aus Erfahrung, was diese Drohung zu bedeuten hatte; ohne Zögern rannte er daher jetzt im Lauffschrift über die Planke, die ihm als Brücke diente. Aber da diese von dem starken Regen schlüpferig geworden, glitt er aus. Marianne hörte einen kurzen, durchdringenden Schrei, und als sie die Augen erhob, sah sie nichts mehr von ihrem Kinde; es war ins Wasser gestürzt.

Der plötzliche Schrecken benahm ihr den Atem. Sie wollte schreien, aber sie konnte es nicht. Kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, und sie zitterte am ganzen Leibe. Mechanisch pumpte sie noch einige Augenblicke weiter.

Sollte sie zu ihrem Sohne eilen? Ja, das war ihr erster Gedanke. Aber Peter, ihr Mann? der unter dem Wasser war und den sie dem sichern Tode preisgab, wenn sie die Pumpe verließ, um ihr Kind zu retten! Sie mußte wählen: den Gatten oder den Sohn! Es war entsetzlich, so entsetzlich, daß die Angst ihr Kräfte ließ und sie aus vollem Halse rufen konnte: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Ihr Schrei hallte über das Wasser hin und verlor sich in den Gärten des gegenüberliegenden Ufers. Niemand antwortete. — Und das Unwetter tobte weiter. Grelle, unheimliche Blitze erschellten den Himmel und forchtbare Donnerschläge erschütterten die Luft; der Regen floß in Strömen.

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“ wiederholte Marianne mit gellender Stimme.

Vergebens! — Etwa eine Minute war verflossen, seitdem ihr einziges Kind in den Wellen verschwand. Noch immer bewegte sie den Hebel der Pumpe.

Wenn sie doch nur für einige Augenblicke ihren Posten verlassen könnte: dort am Ufer lagen mehrere lange Stangen, die den Bootsleuten gehörten. Sie hätte eine solche ihrem Kinde hinreichen und es dadurch retten können. Aber dann war es um ihren so treu geliebten Mann geschehen!

Und was würde ohne ihn aus Mutter und Kind? Plötzlich erschien fast drei Meter vom Ufer auf der Wasseroberfläche ein dunkler Punkt; zwei kleine Arme kämpften mit den Wellen. Der Knabe lebte noch. Mit einem Ruck ließ Marianne den Hebel der Pumpe los, stürzte, nur an ihren Sohn denkend, zu den Stangen, ergriff eine derselben und hielt sie dem armen Jungen hin. Aber sie hatte die Entfernung nicht richtig geschätzt; die Stange erreichte ihn nicht. Der Kleine war zum zweiten Male verschwunden. Noch einmal wollte sie es versuchen. Sie folgte am Ufer der Strömung, den Blick unverwandt auf die Wellen gerichtet, die der Blitz zeitweise hell beleuchtete. In namenloser Angst lauerte sie auf den schwarzen Punkt, ihr Kind, das ohne Zweifel noch einmal zum Vorschein kommen mußte.

Aber wie lange dauerte das? Und Peter! — Waren sie nun beide verloren? — Nein, Gott konnte das nicht zulassen. Und in der Tat, das Kind tauchte wieder auf. Diesmal maß sie die Entfernung richtig. Die Stange berührte seine Händchen, es krampfte sich daran fest, und Marianne zog den Knaben auf sich zu. Aber als sie ihn in die Arme schließen wollte und ausrief: „Mein liebes Kind! Mein Junge!“ da erhielt sie keine Antwort.

Er war leblos auf die Böschung gesunken und im selben Augenblick sah sie, wie ihr Mann über dem Wasser erschien. Der Luft beraubt, halb erstickt, hatte er gerade noch die Kraft, die Leiter hinaanzusteigen. Vergebens bemühte er sich, die Glasmaske zu lösen, die ihn vom Leben trennte. Zu Tode erschöpft, brach auch er auf dem Pflaster zusammen.

Marianne eilte auf ihn zu, sie versuchte die Riemen zu lösen, aber ihre Hand zitterte, und jede Verzögerung brachte Peter einen Schritt dem Tode näher. Da es ihr nicht gelingen wollte, ihren Mann aus der Umhüllung zu befreien, warf sie sich von neuem auf den Hebel und begann aus Leibeskraft zu pumpen und wie wahnsinnig zu rufen: „Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Plötzlich hatte sie das Gefühl, als ob eine dunkle Wolke vor ihren Augen lagerte; die Sinne schwanden ihr und sie fiel ohnmächtig nieder.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich in der Schiffshalle, wohin die Bootsleute, durch ihr Schreien herbeigerufen, sie getragen hatten. Neben ihr auf Matrasen lagen ihr Sohn und ihr Mann.

Sie betrachtete die beiden mit stierem Blick und brach in lautes Schluchzen aus. Ein Arzt war eifrig bemüht, die beiden ins Leben zurückzurufen und es glückte ihm. Der Knabe atmete zuerst wieder, einige Minuten später war auch der Vater dem Leben zurückgegeben. Schon nach einer Viertelstunde konnten beide sich erheben. Marianne dankte Gott auf den Knien für die glückliche Rettung aus verzweifelter Lage. Sie hatte erfahren: „Wenn die Not am größten, ist die Hilfe Gottes am nächsten!“



Bittgesang der katholischen Kinder in Marburg am Feste der heiligen Elisabeth.

M arburgs gnädige Wunderkätige Herzogin Elisabeth! Wir, die Kleinen, Sind die Deinen, Herk' auf unser Bittgebet.	Gib den Knaben Geistesgaben, Von der Wahrheit Licht durch- Mädchen senke [glüht; Als Geschenke Lilienreinheit ins Gemüt.
Wohnst so prächtig, Thronst so mächtig, Droben über'm Sternenzelt; Möchten gehen Dich zu sehen; Mutter! hilf uns durch die Welt.	Aehnlich milde Deinem Bilde Gib uns allen als Geschmeid Die Juwelen Deiner Seele: Liebe und Barmherzigkeit.
Führe eilig Und gekreulich Aus den rechten Weg zu Gott. Lehr' uns meiden Sünd'ge Freuden Dieser Erde, mehr als Tod.	Sie zu tragen Ohne Fagen Gib uns, Mutter, bis zum Tod! Siegeskronen, Himmelswonnen, Gib' uns dann der liebe Gott.

† Dompropst Dr. Bruner von Eichstätt.

Zum Bilde Seite 372.

Am 11. Juli ds. Js. starb in der bayerischen Bischofsstadt Eichstätt, der Stadt der heiligen Walburga und des heiligen Willibald, 80 Jahre alt, einer der bekanntesten und verehrtesten Priester in ganz Deutschland, es war Prälat, Dompropst Dr. Ritter v. Bruner. Er war der letzte aus der Garde jener berühmten Gelehrten, die als Professoren des Eichstätt Priesterseminars dieser Lehranstalt durch Jahrzehnte einen Weltruf verschafften.

Aber nicht unter den hohen Titeln, die ihm Papst und König verliehen, war Dr. Bruner populär, sondern unter dem Titel, den ihm der Beruf verliehen. Man nannte ihn den „Regens Bruner“, als er es schon längst nicht mehr war und eine Stufe der kirchlichen Hierarchie nach der andern erstiegen hatte; auch die Bischofswürde bot man ihm an, aber er schlug sie aus.

110 Semester hat er am Priesterseminar in Eichstätt die Theologen als Professor in zwei wichtige Zweige der Theologie, in die Moral und Pastoral, eingeführt, 35 Jahre gehörte er der Seminarvorstandtschaft an, 23 Jahre war er Regens, d. h. Vorstand des Priesterseminars. Als in den Jahren des deutschen Kulturkampfes manche Priesterseminare gewaltsam geschlossen wurden, da öffnete das Eichstätt Seminar den fremden Priesteramts-Kandidaten die Tore und das Seminar wurde eine Pflanzstätte priesterlicher Gelehrsamkeit und Tugend, nicht nur für die Diözese Eichstätt, sondern für ganz Deutschland.

Und alle, die damals in Eichstätt den theologischen Studien oblagen, ehrten Regens Bruner als einen Vater, als das Ideal eines Priester-Erzehlers, bei dem Gelehrsamkeit, Seeleneifer und Priestertugend einen harmonischen Dreiklang bildeten. Neben der Tätigkeit als Professor und Regens schrieb er zahlreiche wissenschaftliche Werke, die ihn in die vorderste Reihe seiner Fachgenossen stellten, eine Anzahl asketischer und erbaulicher Schriften, die seine tiefe Frömmigkeit offenbaren, stand er an der Spitze des Vereins der Priester der Ewigen Anbetung, hielt unzählige Exerzitionen und Missionen, beförderte das katholische Vereins- und Brekwenen und stand jedem, ob Priester oder Laie, als liebenswürdiger Ratgeber und besonders als Gewissensrat zur Seite. Bei allen Würden, die ihm verliehen wurden, bei aller Gelehrsamkeit, die ihn auszeichnete, blieb er stets derselbe schlichte, kindliche Mann, der allen Ehren aus dem Wege ging und verlegen wurde wie ein Kind, wenn man von seinen Verdiensten sprach. Als das Ideal eines Priesters lebt er im Andenken aller, die ihn kannten, fort.

† P. Franz Hattler, S. J.

Zum Bilde Seite 372.

Am 13. Oktober starb auf dem Jenzer Hof an der Brennerbahn — einem dem Jesuiten-Kollegium in Innsbruck gehörigen Landgute — der bekannte katholische Volkschriftsteller P. Franz Hattler, S. J., den man wohl mit Recht den deutschen Apostel der Herz-Jesu-Andacht nennen darf. Von 1867 bis zum Tode hat er ständig in diesem Sinne gearbeitet und eine ganze Bibliothek seiner Schriften beschaffen mit dem Bücklein: „Der christliche Mann in der Schule des Herzens Jesu. Ein offenes Wort an die Männerwelt“. Nun ist die Feder dem nimmermüden Greis von 78 Jahren entfallen. Auf seinen Grabstein könnte man die Worte des ältesten Vertreters der Herz-Jesu-Andacht, des heiligen Paulus bei Phil. 1, 8 setzen: „Gott ist mein Zeuge, daß ich euch alle liebe im Herzen Jesu Christi.“ Ein Ungenannter ließ auf das Grab des Verbliebenen einen Kranz, aus Alpenrosen, Edelweiß und Eichenlaub gewunden, niederlegen, mit der Inschrift: „Dem Herz-Jesu-Apostel des katholischen deutschen Volkes in dankbarer Erinnerung. Einer für viele.“

Unter diesen „vielen“ fühlen sich der Redakteur und zahlreiche Leser des „Raphael“ vertreten, die P. Hattler unzählige Stunden erbaulicher Lektüre, religiöser Anregung und Vertiefung verdanken.

Anläßlich des 70. Geburtstages — 11. September 1899 — brachte der „Raphael“ eine ausführliche Würdigung der Person und der literarischen Tätigkeit P. Hattlers. Wir heben daraus folgende Sätze hervor: Man könnte ihn den P. Colombiere der Deutschen nennen, wie man ihn auch wegen seiner Sanftmut und dem lockenden Nachtigallenton seiner Sprache mit dem Ordensgenossen P. Spee verglichen hat. Eine Blumenlese aus Hattlers Schriften würde dartun, daß er auch vom Standpunkte der Poesie neben gar manchen Tagesberühmtheiten sich sehen lassen dürfte. Als Volkschriftsteller wird man ihn nicht über, aber neben Alban Stolz einreihen.

Volle 40 Jahre hat P. Hattler ein Apostolat der Presse geübt, als Volkserzieher gewirkt und stets auf die höchsten Ideale hingewiesen. Was er schrieb, das hat er selbst getan und mitgelebt, und allen, die ihn kannten, das Beispiel eines heiligen Lebens, eines felsenfesten Charakters, eines liebenswürdigen, selbstlosen Menschen gegeben. Wer die zarte, weiche, sanfte Sprache seiner Schriften vernommen und P. Hattler nie gesehen hat, wird einigermaßen überrascht sein, in seinem getreuen Bilde, das wir heute zu bieten vermögen, einer Persönlichkeit zu begegnen, die einen überaus energischen Willen verrät und zu Sentimentalitäten und Weichlichkeiten keinerlei Neigung zeigt. So war er: ein Mann und Charakter, „grad“ und offen, nach echter Tiroler Art, fest wie der Granit der Berge, aber auch mit dem tiefen Gemüt des Alpensohnes.

Möge der fromme Ordensmann und Priester nun ewig am Herzen Gottes ruhen!



Fernsprechstelle des Redakteurs.

Memmingerberg: Verfasser ist uns selber unbekannt. Nr. 42 wird angekommen sein. Freundlichen Gruß. — **Preißing** (Oberösterreich): Dem katholischen Jünglingsverein Buchheim besten Dank für die Verbreitung des „Raphael“. Ihre Gewogenheit, Lesefrüchte in ein eigenes Heft zu schreiben, ist sehr zu empfehlen. Ueber die Kunst des Bauchredens existiert eine Menge von Anleitungen. Wir empfehlen Ihnen folgende drei: 1. Maclean, Praktische Anleitung, die Kunst des Bauchredens durch Selbstunterricht sicher zu erlernen. Nebst Anleitung zur Nachahmung von Tierstimmen, Musikinstrumenten und verschiedenen Geräuschen. 64 S. 2. Auflage. Leipzig, A. F. Schöffel. M. 1. 2. Saint Gille, Der perfekte Bauchredner. Leipzig, Fieders Verlag. 58 S. M. 1.50. 3. Peters, G., Die Kunst des Bauchredners. Wülheim a. R., J. Bagel. 50 S. Durch jede Buchhandlung zu beziehen. Viele Grüße! — **St. Margrethen** bei Prag: Ihr Wunsch wird gern gewährt. Für die neue Sendung besten Dank. An beide Leser schönen Gruß. — **Quind**: Leider auf 1. November zu spät eingetroffen. Alles übrige kommt zu den bestimmten Terminen.

Redaktionschluss am 6. November 1907.

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber: Ludwig Auer, Donauwörth.

Für die Redaktion verantwortlich: Joseph Schmidinger, Donauwörth.